

# ÜBERSTUNDEN

von Christiane Lieke

Wann ich das letzte Mal pünktlich Feierabend gemacht habe? Ich konnte mich daran kaum noch erinnern. Den restlichen Urlaub aus dem alten Jahr, den zu nehmen mir nicht möglich gewesen war, wäre längst verfallen, hätte man mir nicht das großzügige Angebot unterbreitet, mir diese Tage zur Jahresmitte auszahlen zu lassen. Welchen Sinn hätte es gehabt, den neuen Urlaub fürs Jahr zu verplanen, wenn man sich diesen Urlaub ohnehin weder zeitlich noch finanziell leisten konnte?

Dass es dennoch ein Fehler war, auf die Urlaubsplanung zu verzichten, war mir direkt während der ersten Wochen des neuen Jahrs klar geworden. Nachdem die ersten Überstunden angeordnet worden waren, ließ der Geschäftsführer unserer Firma keinen Zweifel daran, dass sich an dieser Situation in absehbarer Zeit nichts mehr ändern würde. In Aussicht gestellte Boni sollten die Belegschaft zu Höchstleistungen anheizen. Wem war es in Zeiten, die so unsicher waren wie diese, nicht daran gelegen, sein schmales Gehalt durch Überstundenzuschläge aufzubessern? Schließlich war es keinesfalls selbstverständlich, dass dieser Einsatz in irgendeiner Form – sei denn durch „fiktiven“, da unerfüllbaren Zeitausgleich – honoriert wurde. Welchen Grund hatte ich also zu klagen? Längst waren Samstage und Sonntage zu gewöhnlichen Arbeitstagen vorkommen. Während Familien mit ihren Kindern unter den Bürofenstern vorüberflanierten, beugten wir unsere Rücken vor dem Bildschirm und fochten weiter den Kampf gegen Windmühlenflügel. Doch die Rückstände schmolzen nicht. Im Gegenteil: Mit jedem erledigten Vorgang stellten sich zwei weitere neue ein, so dass der Berg unentwegt weiter anwuchs. Kollegen, nicht weniger als ich darauf erpicht, den leeren Geldbeutel aufzufüllen, erschienen in aller Herrgottsfrühe, um den langen Arbeitstag zu beginnen. Bis zur Dämmerung blieben sie, um mit eingesunkenen Augen und bleichen Gesichtern den Heimweg anzutreten. Noch hinderte das Arbeitnehmerschutzgesetz die Firma daran, dem Begehren einiger Mitarbeiter stattzugeben, in freiwilliger Nachtschicht am Abbau der Rückstände mitzuwirken. Aber ich ahnte, dass dies nur eine Frage der Zeit und von Sondergenehmigungen war, die gegen ein gewisses Entgegenkommen erteilt würden.

Wer wollte bei all diesem Arbeitseifer zurückstecken, um als faul zu gelten? In den Arbeitsgruppen bildeten sich Wettkämpfe heraus, wer die meisten Überstunden anhäuften. Auch ich beteiligte mich daran. Schließlich war ich auf jeden Cent angewiesen, den ich dazu verdiente. Anfangs tat ich ohne zu murren mit. In Zeiten wie diesen konnte sich niemand leisten, gegen die Spielregeln zu verstoßen.

Ich beobachtete, wie die ersten, die dem verschärften Druck nicht standzuhalten vermochten, die Flügel streckten. Ihr behandelnder Arzt stellte gerne die benötigten Atteste aus. Als sie jedoch nach einigen Wochen nicht wieder zurückkehrten, wurde den Verbliebenen im Team bewusst, dass ihre Plätze nicht sehr lange leer bleiben würden. Wie viele verzweifelte Arbeitssuchende bewarben sich – unendlich erleichtert darüber, nach ungezählten Bewerbungen doch endlich eine Stelle zu finden.

Die angeregten Gespräche in den Büros oder auf den Fluren waren längst erstorben. Noch nie hatte ich beobachtet, dass binnen so kurzer Zeit so viele Kollegen zu Nichtraucher geworden waren. Im verbissenen Kampf um Überstunden und das damit verbundene Sondersalär verzichteten einige sogar auf ihre gelegentlichen unbezahlten Raucherpausen. Ich selbst war nie dieser Sucht nach dem Glimmstängel verfallen. Daher änderte sich für meinen Tagesablauf zunächst nicht allzu viel. Mir wurde lediglich gewahr, dass die Privatgespräche allmählich

ganz verstummt. Bis in den Abend hinein hockten wir vor unseren Rechnern, hämmerten Wörter und Zahlen in die Tastaturen, während an den Fenstern beinahe unbemerkt das Leben vorübertrieb. Langsam verwandelte sich der unendlich lange, schneereiche Winter in den Frühling.

An einem dieser Tage, die bereits wärmer wurden, erschien unser Gruppenleiter blass und schmal im Büro und verkündete die neueste Nachricht: Die Nachtschicht sei endlich freigegeben. Für diejenigen, die auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen waren, hatte er ebenfalls ein Angebot parat. Die seit längerem leerstehende Etage des Nachbargrundstücks sei angemietet worden. Nicht etwa, um neue Büroflächen zu erschließen, sondern als Übernachtungsmöglichkeit für all diejenigen, die nicht mehr in der Lage waren, mit Bus oder Bahn ihre Wohnungen zu erreichen.

Die Firma scheute keineswegs Kosten und Mühen, ihre überaus motivierten, arbeitswilligen Angestellten zu mehr Leistung zu ermutigen. Im Foyer hatte man einige Dutzend Campingausrüstungen gestapelt. Schlafsäcke wurden kostenlos an alle diejenigen ausgegeben, die sich an der Nachtarbeit beteiligen wollten. Anfängliches Murren bei einigen wenigen, die als streitbar galten, erstarb recht schnell. Da die Aktion zunächst mit einem Monat angesetzt war, wurde sie mit attraktiven Prämien belegt. Die übrigen, die ebenfalls gerne bereit waren, diesen zusätzlichen Verdienst einzustecken, entdeckten die interessante Perspektive dieser freiwilligen Maßnahme. Ich muss an dieser Stelle betonen, dass keine dieser Aktivitäten verordnet wurde; sie allesamt appellierten an das Verantwortungsgefühl loyaler Mitarbeiter. Wer sich davon ausnahm, wurde alsbald in das Büro des Personalchefs gerufen. Nicht selten endete dieses Gespräch mit einer Abmahnung und einem sehr eindringlichen Appell an den Selbsterhaltungstrieb.

Ich schwankte anfänglich, als ich die Ausrüstungsgegenstände betrachtete. Auch wenn ich in der Firma übernachtete, fielen – davon abgesehen, dass für sanitäre Einrichtungen ja gesorgt war – weiterhin die Fixkosten für meine Wohnung an. Vorteilhaft war ohne Zweifel, dass ich die Heizung abschalten und meinen Wagen stehen lassen konnte, was einiges an Energiekosten und Benzin sparte. Nicht zu vergessen allerdings war, dass einige meiner Kollegen in festen Partnerschaften lebten oder sogar Familien hatten. Aus Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, beteiligten sie sich genauso rege an den Aktionen wie diejenigen, die wie ich ihren Lebensunterhalt allein bestritten.

Einziges Verbindungsglied mit der Außenwelt war das Handy; doch Anrufe über Handy wurden nicht gerne gesehen, vor allem, wenn sie während der Arbeitszeit stattfanden. Um so mehr achteten die Teamleiter darauf, dass sie nicht überhand nahmen, vor allem aber, dass die beteiligten Mitarbeiter sich am Zeiterfassungssystem ausbuchten. Schließlich handelte es sich nicht um produktive Arbeitszeit. Um finanziellen Schaden von der Firma abzuwenden, wurden sie genauso wie Toilettengänge oder die Zubereitung von Mahlzeiten als Freizeit behandelt. Um die Erfassung dieser unproduktiven Zeit effektiver und zeitsparender zu gestalten, war unlängst ein neues Zeiterfassungssystem eingeführt worden. Statt der lästigen Karten, die jeder einzelne mitzuführen und an das Zeiterfassungsterminal zu bringen hatte, erfolgte seit einigen Tagen die Erfassung über eine gänzlich neue, rationelle Methode.

Jeder einzelne Mitarbeiter trug am Handgelenk einen Chip mit Mikrowellensender, der über Sensoren, die an den Türeingängen angebracht waren, ausgelesen wurden. Auf diese Weise konnte jede Ausfallzeit – sei es ein Toilettengang oder eine Küchenpause – genau aufgezeichnet und verrechnet werden. Innerhalb weniger Nachtschichten – schneller als jede System-einführung, an die ich mich erinnern konnte – war dieses neue Verfahren getestet und implemen-

tiert worden. Auf diese Weise war die Firma in der Lage, sekundengenau die tatsächlich geleisteten Arbeitsstunden an ihren Auftraggeber weiter zu melden.

Was halte ich mich mit Nebensächlichkeiten wie einem neuen Zeiterfassungssystem auf? Wie alle anderen, die zunächst zögerten, nahm ich die Ausrüstung an mich und trug mich in die ausgelegte Liste ein. Die Ausgabe rollte sich erstaunlich rasch und diszipliniert ab. Schließlich war mancher erleichtert, nicht mehr zu nachtschlafender Zeit die lange Autofahrt über einsame Straßen antreten zu müssen.

Das Nachtquartier hatte Ähnlichkeit mit einer Militärbaracke. Da der Anteil weiblicher Angestellter deutlich höher war als der männlicher, waren die größeren Räumlichkeiten als Schlafsäle für die weibliche Belegschaft hergerichtet worden. Metallene Betten, jeweils zu dritt übereinander angeordnet, erinnerten an eine Jugendherberge aus den frühen sechziger Jahren. Aber nach so viel Zeit, wie man während der letzten Monate miteinander zugebracht hatte, spielte die Privatsphäre nicht mehr eine allzu große Rolle. Stellwände sorgten ja für eine Unterteilung der Schlafräume.

Wer sich an Klassenfahrten während seiner lange zurückliegenden Schulzeit erinnerte, sollte sehr rasch eines Besseren belehrt werden. Die wenigen Stunden, die zum Schlaf und zum Ausruhen blieben, wollte niemand mit sinnlosen Gesprächen vergeuden. Ohnehin gab es nicht mehr viel auszutauschen, was man sich nicht schon mehrfach gesagt hatte. Auf Dauer fiel der Anblick der immer gleichen Gesichter auf die Nerven. Da aber die Routine des Tagesgeschäftes die Kollegen aneinander schweißte, nahm der Umgang untereinander immer ritualisiertere Züge an. Leise verwundert stellte ich fest, dass immer seltener gelacht wurde oder fremde Gesichter im Büro auftauchten, um einen Kollegen für eine kurze Pause in den fast verwaisten Raucherraum zu entführen. Nicht zuletzt fehlte ja die Zeit dazu.

Bald zeichnete sich ab, dass die Aktion Monate dauern würde. Obwohl nach wie vor der Arbeitseinsatz nicht einbrach, genügte er keinesfalls, um die Rückstände merklich schrumpfen zu lassen. Da es aber auf der anderen Seite zu lange dauerte, um neue Arbeitskräfte zu schulen, stellte dieser Umstand die Geschäftsführung vor immer neue Herausforderungen. Unlängst hatten die ersten ihre Wohnungen gekündigt und ihren ersten Wohnsitz auf die Adresse der Firma verlegt. Die übrigen schenkten ihre Arbeitskraft weiterhin ihren Familien, die sie gar nicht mehr zu Gesicht bekamen.

Dabei war das Leben nie günstiger gewesen als jetzt, da Freunde und Bekannte anfänglich vorbei fuhren, um schmutzige Wäsche abzuholen und frische zu bringen. Da ihr Enthusiasmus verständlicherweise zunehmend schwand, trat ein Wäschereiunternehmen an ihre Stelle. Zum Geldausgeben kam niemand mehr, zumal die Geschäftsführung einen Caterer bestellte, der rund um die Uhr für das leibliche Wohl der Angestellten sorgte.

Im Sommer und Herbst bewirkten die ersten Schicksalsschläge eine gewisse Erschütterung der einsetzenden Gleichgültigkeit. Die Frau eines Kollegen, der am gleichen „Stern“ saß, reichte die Scheidung ein. Lebensgefährten entschieden nach langen Monaten der Trennung, ihrem trotz räumlicher Nähe so fernen Partner den Rücken zu kehren. Ob es einen nun im Einsatz nach Afghanistan verschlagen hatte, er für unsere Firma oder ein Entwicklungshilfeprojekt in Tansania arbeitete: für die Zurückgebliebenen blieb es in etwa gleich. Sie stellten sich zurecht die Frage, ob Geld allein glücklich machte und wandten sich wieder dem Leben zu.

Wenn ich an einem dieser unendlichen Tage während einer kurzen Pause an den offenstehenden Bürotüren entlangging und dem Klappern lauschte, bot sich mir überall das gleiche Bild: fahle, eingefallene Gesichter, rotgeränderte Augen und gekrümmte Rücken. Unmerklich hatten sich die individuellen Unterschiede zwischen den Menschen eingeebnet. Ameisen in einem Insektenstaat oder Automaten glichen sie. Ohne eigentlichen Willen, mehr von der Trieb-

feder der alles bestimmenden Routine gesteuert, kehrte ich wieder an meinen Arbeitsplatz zurück; meine Vorstellungskraft war mit dem Gedanken überfordert, mich mit etwas anderem zu beschäftigen als den Arbeitsvorgängen in den elektronischen Posteingangskörben, die auf mich warteten. Mechanisch bewegten sich meine Beine auf meinem Weg durch den Flur. Ohne Regung wich ich der Gestalt eines Kollegen aus, der mir entgegenschlurfte. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet – nicht etwa deswegen, weil wir eine persönliche Zwistigkeit austrugen. Vielmehr wirkte er so, als sei er gar nicht in der Lage, den Hals zu drehen oder eine Miene zu verziehen. Diese heimliche, sonderbare Veränderung war mir innerhalb der letzten Tage verstärkt aufgefallen. Wenn sich jemand erhob, um einem körperlichen Bedürfnis nachzugeben, tat er es wohl, weil ihn sein Körper zu dieser Unterbrechung zwang. Sein Verstand jedoch schien bereits bei dem nächsten Vorgang zu sein, der auf Erledigung drängte.

Wieso wurde ich mir erst jetzt bewusst, dass ich seit langem kein persönliches Gespräch mehr vernommen hatte? Selbst fachliche Fragen und Dienstanweisungen schienen sich auf ein Mindestmaß zu beschränken. Ein gutgeschmiertes Getriebe lief lautlos, ohne Mucken und Rucken.

Mein Schritt lenkte mich in die Küche, um meine Tasse an der Kaffeemaschine aufzufüllen. Ich entdeckte die Rückenansicht einer Kollegin unbeweglich vor der geöffneten Spülmaschine stehen. Die Frau regte sich nicht. Auch als ich hinein ging und ein höfliches, gleichmütiges Hallo murmelte, drehte sie noch nicht einmal das Gesicht, um zu sehen, wer sich näherte. Wie erstarrt schwebte ihre Hand über dem geöffneten Korb der Spülmaschine. Zuerst hatte ich gedacht, sie wollte gespültes Geschirr in den Schrank einräumen. Aus Rücksicht wartete ich einen Augenblick, um an ihr vorbei zum Milchpulverspender zu greifen. Aber das Glas war leer. Im Schrank allerdings stapelte sich Nachschub; denn das logistische Kunststück war inzwischen gelungen, rechtzeitig zu liefern, bevor ein schmelzender Vorrat zum ernstlichen Problem wurde. Geräuschvoll machte ich mich am Küchenschrank zu schaffen; die Frau allerdings schien das nicht zu irritieren. Wohl völlig in Gedanken versunken, stand sie zur Statue gefroren einfach nur da und starrte Löcher in die Luft. Wertvolle Minuten ließ sie vergehen, ohne irgendetwas zu tun. Schließlich fehlten all diese Augenblicke in der Küche an ihrem Arbeitspensum. Verunsichert berührte ich ihre Schulter und nannte sie beim Namen. Sie zuckte noch nicht einmal zusammen; geschweige denn, dass sie Anstalten machte, den Kopf in meine Richtung zu drehen.

Da nahm ich ihren Zustand das erste Mal wirklich wahr. Die Lider in dem aschgrauen Gesicht hatten nicht einmal gezuckt. Ich stieß sie ein weiteres Mal an. Aber sie rührte sich noch immer nicht: wie ein Uhrwerk, dessen Feder zum Stillstand gekommen war. Wie seltsam kühl und unnachgiebig sich ihre Haut anfühlte. Einen Augenblick durchfuhr mich tatsächlich der Gedanke, dass sie tot sei, obwohl dies nicht sehr wahrscheinlich sein konnte, da sie ja noch immer aufrecht auf den Beinen stand.

Leicht beunruhigt, kehrte ich zu meinem Team zurück. Auf dem wenige Dutzend Schritte währenden Weg verlor sich jedoch mein Interesse an der Beobachtung. Wem sollte ich sie denn mitteilen? Ohne meinem eigentlichen Ziel, nämlich dem Kaffeenachschub, näher gekommen zu sein, setzte ich mich verwirrt an meinen Platz. Irgendetwas ließ mich zögern, meine unterbrochene Arbeit fortzuführen. Schließlich wurde ich mir bewusst, was es war. Der Kollege links von mir am Stern hockte über seine Tastatur gebeugt auf seinem Stuhl und regte keinen Finger. Man hätte beinahe meinen können, er sei eingnickt. Doch seine stumpfen Augen hinter den glitzernden Brillengläsern blickten starr.

Aber davon schien niemand Notiz zu nehmen. Es stellte auch niemand die Frage, warum er nicht zur festgelegten Zeit aufstand, um eine Stunde lang zu schlafen. Während seine Anwesenheit im Büro als Arbeitszeit abgerechnet wurde, tat er nicht einen Handschlag. Er blieb

gänzlich unbeweglich an seinem Platz sitzen und starrte auf den Bildschirmschoner. Als ich allerdings nach meiner mir zustehenden Ruhepause ins Büro zurückkehrte, war sein Stuhl leer. Der Kollege ihm gegenüber, den ich nach dem Verbleib des anderen fragte, zuckte nur mit den Schultern. Er wirkte wie ein Mann, an dessen Aufmerksamkeit die jüngsten Vorkommnisse gänzlich vorbei gegangen waren. Selbst wenn ich mich dazu entschlossen hätte, meine Frage zu wiederholen, hätte ich wohl keine Antwort erhalten. Doch auch Stunden später erschien niemand, um den verwaisten Platz einzunehmen. Hatte er etwa aufgegeben?

Auf unerklärliche Weise besorgt, unterbrach ich abermals die Arbeit. Noch ehe mir bewusst wurde, warum mich etwas an der Erledigung meiner Routine hinderte, fand ich mich im Büro meines Teamleiters wieder. Dort erinnerte ich mich wieder daran, dass ich einen Vorfall melden wollte.

Als ich die Führungskraft um Klärung bat, stellte ich fest, dass ich von dem Vermissten stets als von „dem Kollegen mir links gegenüber“ gedacht hatte. Aber sein Name war mir entfallen. Es mussten schon Wochen vergangen sein, seitdem dieser Name das letzte Mal erwähnt worden war. Der Mann hörte meinen zusammenhangslosen Bericht an: Es fiel mir sehr schwer, Dinge zu benennen, die außerhalb der Sphäre der zu bearbeitenden Inhalte lag. Nachdem ich geendet hatte, nickte der Teamleiter knapp mit dem Kopf. Der sonderbare Vorfall schien ihm noch nicht einmal ein Schulterzucken abzugewinnen. *Der Kollege sei abgelaufen*, erklärte er im beiläufigen Tonfall. *Was sollte ich darunter verstehen*, wandte ich unverständnissinnig ein. *Das sei doch offensichtlich*, entgegnete der Gruppenleiter, ob dieser Unterbrechung seiner Routine etwas gereizt. *Sein innerer Antrieb*, fügte er etwas widerstrebend hinzu, *sei ausgefallen*. Nach dieser Erklärung wandte er sich wichtigeren Aufgaben zu.

Allerdings häuften sich diese Vorfälle auf unerklärliche Weise. Noch merkwürdiger war, dass nicht für Ersatz gesorgt wurde. Vielleicht dauerte jedoch auch nur die Abwicklung einer Stellenausschreibung so lange. Die nicht Betroffenen versuchten durch beschleunigte Arbeitsweise die entstandenen Lücken aufzufüllen. Doch dies führte paradoxerweise zu weiteren Ausfällen. Einmal hatte ich sogar die Gelegenheit zu beobachten, wie zwei Leute, die ich für Mitarbeiter eines Reinigungsunternehmens hielt, eine Gestalt in sonderbaren Verrenkungen über den Flur trugen. Es handelte sich dabei jedoch nicht um eine Puppe, sondern um einen Kollegen, der auf diese unerklärliche Weise erstarrt war.

Nach einigen Tagen waren es bereits so viele, dass es nötig wurde, einen Lagerbereich freizuräumen, um sie dort unterzubringen. Aus Platzgründen diente diese Remise auch als Lagerraum für Papierkartons und Druckerkartuschen. Ebenso wenig wie noch jemand nach ihnen fragte, sorgte der beiläufige Blick in die offenstehende Tür für Anstoß. Schließlich wurden jeden Tag viele Kartons voll Umschlägen oder Briefpapier verbraucht. – Eines Tages waren sie weg. Vermutlich hatten die gleichen Leute dafür gesorgt, die gewöhnlich mit der Entsorgung von Altmaterial beauftragt wurden.

Es war kurz vor Ablauf des vierten Quartals, als eine seltsame Lähmung von mir Besitz ergriff. Plötzlich dauerte jede Verrichtung doppelte Zeit, erforderte aber zugleich das Doppelte an Kraft. Mein Pflichtgefühl trieb mich weiter an; aber es erzwang immer größere Konzentration, gegen das Vergessen anzusteuern. Es war, als saugte mir eine unsichtbare Vakuumpumpe die Gedanken aus dem Hirn. Aus irgendeinem Grund wollten auch die Gelenke nicht mehr so recht dem trägen Willen gehorchen. Etwas tief in meinem Inneren regte sich mit einer undeutlichen Erinnerung und einer noch unbegründeteren Furcht. Es war wohl die Befürchtung,

auf einmal stehen zu bleiben, wie es mit meinem Kollegen mir links gegenüber geschehen war.

Mit unerwarteter Schwung tat sich die Tür auf. Ein hagerer Mann im zerknitterten Anzug trat energisch in die Mitte des Zimmers: Die dunklen Augen in dem etwas abgespannten, aber munteren Gesicht funkelten unternehmungslustig, als er gegen das Flipchart pochte.

„Meine Herrschaften“, erklärte er mit einem Lächeln in der Stimme. „Wir haben es endlich geschafft! Unser Auftraggeber lässt mich ein dickes Lob an alle ausrichten, die die Sache gestemmt haben. Wir haben wirklich großartige Arbeit geleistet ...“

Der alerte Klang seiner Stimme rief mildes Erstaunen in mir wach, aber mir war nicht ganz bewusst, warum. Während er fortfuhr, den Arbeitseifer seiner Mitarbeiter zu loben, gefror mein Zeigefinger über der linken Taste meiner Maus. Ich war nicht mehr fähig, sie zu drücken. Während seine Worte so seltsam fröhlich und aufgeräumt durch den Raum hüpfen, entfiel mir die Ursache meiner Verwunderung. Ich vergaß auch, warum ich die Maustaste drücken wollte. Plötzlich hatte auch der Vorgang, den ich gerade unterbrochen hatte, keine Bedeutung mehr, genauso wenig wie die Silben, die noch immer an mein Ohr brandeten. Wie von selbst verwandelten sie sich in ein Brummen und Rauschen. Mir entrückte der Grund, warum ich überhaupt hier war.

Die Feder des Uhrwerks kam lautlos zum Stillstand ...